Nr. 329. XVI. Jahrgang. Auflage 100 000 täglich. Donnerstag, 3. Dezember 1908.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897. Expedition Nr. 4571, Verlag 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Offertengebühren 10 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncenexpeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an

Abonnement
In Dresden und Vororten monatlich 80 Pf., pro Quartal 1,50 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 70 Pf., pro Quart. 2,10 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,58 Kr., pro Quart. 4,60 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 22 Seiten. Aus Sachsen und den Grenzlanden siehe Seite 17. Roman Seiten 19 und 20. Landtagsbericht Seiten 3 und 4. Börsen- und Handelsteil Seite 6.

Das Wahlrecht der Nebenregierung.

Wer noch irgendeinen Zweifel darüber gehabt hat, wo die eigentlichen Väter des in dem sogenannten Eventualentwurf niedergelegten Wahl„rechts" sind, mit dem das Sachsenland neuerdings beglückt werden soll, dem mußte der gestrige zweite Tag der Wahlrechtsdebatte in der Zweiten Kammer die Augen öffnen.

Das äußere Bild der Verhandlungen war fast noch trübseliger als am Tage zuvor: Müde Verdrossenheit auf allen Gesichtern, Verbitterung und Ekel; öde Gedankenarmut in den Reden. Das ist das Bild der Kammer, die dem Lande eine der wichtigsten Entscheidungen bringen soll. Es ist, als ob der armselige Schacher um die Mandate, dem dieser Landtag nun schon ein volles Jahr gewidmet hat, alle großen Gesichtspunkte förmlich ächtet, als ob man sich allenthalben davor fürchtet, einen wirklich politischen Gedanken auszusprechen. Wie kleine Krämer stehen die Volksvertreter da und messen mit dem Mäßchen ihrer Rede dem Volke die Rechte zu, die es nach ihrer recht maßgeblichen Meinung vertragen kann. Der mit dem kleinen Handwerker großmütig vier Stimmen, die er dem intelligenten Arbeiter mit gleichem Einkommen vorenthält; ein andrer nimmt dem Handwerker diese Stimmen wieder weg und wirft ihn zu der großen Masse; hier spricht ein Redner wie der andre. Enke eifrig für den ersten Regierungsentwurf, mit seine angeblich sozialen Wirkungen und stimmt nun ganz gemütlich für die Eventualvorlage. Ein Bilder wieder wie der Abg. Zimmermann, dem der Finanzminister das Zeugnis eines der besten parlamentarischen Redner erteilt, hält gestern eine Rede gegen den Eventualentwurf, um heute dafür zu stimmen, angeblich weil man vorläufig nichts Besseres habe. Man sieht: die Inkonsequenz der Regierung macht Schule und ein Wunder ist es schließlich nicht, wenn sich in diesem Durcheinander zwischen Entwurf und Eventualentwurf die Abgeordneten selbst nicht mehr zurechtfinden.

Diese Energielosigkeit der Regierung aber hat noch eine andre Folge gezeitigt, eine Folge, die wir schon längst konstatiert haben, die gestern aber auch für den Blindesten sonnenklar zutage trat: Der Eventualentwurf, das Zweiklassensystem, ist ganz unzweifelhaft wieder ein Produkt der agrarischen Nebenregierung. Ob die Regierung sich dessen bewußt sein mag oder nicht, das ändert an der Tatsache nichts. Derselbe Mann, der vor zwölf Jahren der Kammer präsidierte, der damals geschickt die Fäden zog, an denen Konservative und Nationalliberale mitsamt der Regierung tanzten, derselbe Mann sitzt heute an derselben Stelle und leitet genau wie damals das Theater.

Es war beinahe erheiternd, dieses Schauspiel mitzuerleben, zu beobachten. Zunächst wurde, wie zu erwarten war, der „eigentliche" Regierungsentwurf in namentlicher Abstimmung mit 72 gegen 4 Stimmen abgelehnt. Dafür stimmten die konservativen Abgeordneten Behrens, Enke, Rudelt und Wittig. Dann setzte bei § 1 der „andern" Regierungsvorlage, des Eventualentwurfs, die Tätigkeit der agrarkonservativen Regisseure ein. Dem Abg. Spieß fiel die Rolle zu, vorerst die Bestimmung aus dem Paragraphen zu entfernen, die eine Verfassungsänderung bedeutet und deshalb eine Zweidrittelmehrheit erfordert hätte, auf welche die Mehnertgruppe nicht mehr rechnen konnte. Er stellte also den Antrag, den Paragraphen ohne die darin enthaltene Erhöhung der Zahl der Abgeordneten von 82 auf 90 anzunehmen. Das geschah mit 43 gegen 34 Stimmen. Dann setzte eine wahre Posse ein.

Der Abg. Langhammer richtete an den Regierungskommissar Geheimrat Heink die indiskrete Frage, ob es wahr sei, daß er (nicht der Regierungsrat, sondern der Privatmann Heink) tatsächlich sich als vorzüglichsten Mitarbeiter für seine Wahlkreiseinteilung ausgerechnet den Abg. Schmidt, den Sekretär des Bundes der Landwirte, den getreuen Adlatus der Herren Mehnert und André, auserlesen hätte. Herr Heink, also in die Enge getrieben, tat das Klügste, was er in diesem peinlichen Augenblick tun konnte: er sprach Herrn Schmidt, seinem getreuen Helfer am Werke, den er nun doch einmal nicht verleugnen konnte, öffentlich auch „an dieser Stelle" seinen Dank aus für die vorzügliche Unterstützung, die er ihm geleistet hätte. Auch „an dieser Stelle", das hieß natürlich nichts andres als: durch Herrn Heink, der inzwischen die bequeme Joppe des Privatmanns wieder an den Nagel gehängt und den feierlich schwarzen Rock des Regierungsmannes angetan hat, dankt die Regierung Herrn Schmidt für seine Verdienste um das Vaterland. Denn die Regierung hat bekanntlich die Wahlkreiseinteilung des Herrn Heink schließlich für sich akzeptiert.

Kann man sich eine köstlichere Komödie denken? Der Abg. Günther wies mit Recht darauf hin, daß Herr Heink nunmehr wenigstens erfreuliche Klarheit darüber geschaffen hätte, wes Geistes Kind seine berühmte Wahlkreiseinteilung eigentlich sei.

Aber es kam noch besser! Die Frage der Wahlkreiseinteilung bildet bekanntlich den § 7 des Entwurfs, an den sich auch die vorerwähnte ergötzliche Auseinandersetzung knüpfte. An diesem Paragraphen nun, der ihre heiß ersehnten Wahlkreiswünsche enthielt, hatte die Mehnertpartei um deswillen plötzlich kein Interesse mehr, weil sie bekanntlich eine Verfassungsänderung involviert und deshalb zur Annahme eine Zweidrittelmehrheit fordert. Die aber ist natürlich ausgeschlossen. Infolgedessen ereignet sich das scheinbar Wundersame: der § 7 wird abgelehnt. Das war, da die Mehnertgruppe die Mehrheit hat, natürlich nur dadurch möglich, daß einige Mitglieder der Partei zur Minderheit abkommandiert wurden; sie mußten gegen „die Wahlkreiseinteilung der Regierung" stimmen.

Man muß die vortrefflich gespielte Ueberraschung des Präsidenten Mehnert gesehen haben, als er dieses Abstimmungsergebnis verkündete und den bedauernden Augurenblick, mit dem er dem unglücklichen Geheimen Rat Heink zu dem Begräbnis dieser Frucht seines so berühmt gewordenen sommerlichen Privatvergnügens kondolierte, um zu begreifen, welch Schauspiel dem Lande hier geboten wird.

Wie gesagt, die Herren um Mehnert haben die Wahlkreiseinteilung nicht mehr nötig, nachdem durch den Einfluß des Präsidenten der Eventualvorschlag an sich schon ihre kühnsten Wünsche erfüllt. So werfen sie das Opus ihres treuen privaten Freundes denn kurz entschlossen über Bord und können nun das Gesetz ganz unter sich machen und dem sächsischen Volke aufzwingen. Ein Gesetz, das aufs neue einen großen Teil des Volkes rechtlos macht. Ein Gesetz, das den übermächtigen Einfluß der agrarischen Nebenregierung in Sachsen auf absehbare Zeiten wieder sichert. Die Regie dieser Komödie war tatsächlich ganz vortrefflich. Die Hauptakteure auf der Rechten spielten ihre Rollen glänzend. Fragt sich nur, wie das Volk sich dazu stellt. Vielleicht aber kommt auch der Regierung in letzter Stunde doch noch die Erkenntnis, daß ein auf dieser Basis zustandegekommenes Gesetz nun und nimmermehr Zufriedenheit im Lande schaffen wird. Im Gegenteil! Es wird nur Haß und Unfrieden säen; denn es sieht, wie ein Abgeordneter der Linken richtig sagte, fast so aus, als sei es geradezu gemacht, um die Klassengegensätze aufrecht zu erhalten, an denen gewisse Kreise ein Interesse hätten. Das Volk will nicht zum zweitenmal ein Wahlrecht aus des Präsidenten Mehnert Händen. Das möge die Regierung wohl beherzigen, wenn anders sie wahrhaft Versöhnung schaffen will!

Die Verfassungsanträge.

e. Berlin, 1. Dezember.

Von dem morgigen Schwerinstag ist schon viel gesprochen und geredet worden. Man weiß auch, daß auf seiner Tagesordnung verschiedene Anträge wegen Aenderung beziehungsweise Ergänzung der Reichsverfassung stehen werden. Aber um was es sich eigentlich bei diesen Anträgen handelt, das ist so wenig allgemein bekannt, daß es angezeigt erscheint, darüber gleichsam als Ouvertüre zu den Reichstagsverhandlungen einiges Nähere mitzuteilen. Die Freisinnigen hatten bereits vor nahezu zwei Jahren, nämlich am 26. Februar 1907, in Form einer Resolution folgenden Initiativantrag eingebracht:

„Der Reichstag wolle beschließen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, auf dem Wege der Gesetzgebung die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und seiner Stellvertreter zu regeln und verantwortliche Reichsminister zu schaffen."

Es ist dies eine alte liberale Forderung, die ehemals auch Bennigsen und Miquel vertraten und die gelegentlich auch noch später von den Nationalliberalen im Reichstage aufgenommen wurde. Die Freisinnigen hatten sie Jahr für Jahr wiederholt, aber nicht sonderlich urgiert, da sie selbst wohl nicht recht an ihre Verwirklichung in absehbaren Zeiten glaubten. Auch diesmal wäre der Antrag in der Registratur des Reichstags begraben worden, wenn er nicht durch die jüngsten politischen Vorgänge plötzlich eine ganz aktuelle Bedeutung gewonnen hätte. Zunächst erschien unmittelbar nach der Reichstagsverhandlung vom 10. und 11. November über das Kaiser-Interview das Zentrum mit folgendem Antrage auf dem Plane:

„Der Reichstag wolle beschließen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers (Art. 17 der Reichsverfassung) und der Stellvertreter des Reichskanzlers (Reichsgesetz vom 17. März 1878), sowie das zur Geltendmachung dieser Verantwortlichkeit einzuhaltende Verfahren regelt."

Man sieht, dieser Zentrumsantrag entspricht in der Form ganz dem freisinnigen, den er hinsichtlich der Frage der Verantwortlichkeit ergänzt. Es fehlt darin aber das Verlangen nach verantwortlichen Reichsministern, die das Zentrum als dem föderativen Charakter des Reiches widersprechend stets bekämpft hat. Gleichzeitig brachten auch die Sozialdemokraten einen Antrag ein, der noch viel weiter ging als die beiden bereits erwähnten. Er lautet im wesentlichen:

„Der Reichskanzler ist für seine Amtsführung verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit erstreckt sich auf alle politischen Handlungen und Unterlassungen des Kaisers. Der Reichskanzler ist zu entlassen, wenn der Reichstag es fordert."

Des weiteren enthält der Antrag nähere Bestimmungen über die Anklage gegen den Reichskanzler und den Gerichtshof, der darüber zu entscheiden hat. Endlich will er, daß der Kaiser im Falle einer Kriegserklärung hierfür nicht nur an die Zustimmung des Bundesrats, sondern auch des Reichstags gebunden sein solle. Mit der Beratung dieser beiden Anträge sollte auch die des älteren freisinnigen Antrages verbunden werden. Da dessen Urheber aber erkannten, daß er in der früheren Fassung der gegenwärtigen Lage nicht mehr entspreche, so haben sie einen ausgearbeiteten Gesetzentwurf eingebracht, der sich inhaltlich vollständig mit der mitgeteilten Zentrumsresolution deckt und das bringt, was diese fordert, nämlich eine Regelung des Verfahrens zur Geltendmachung der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers oder dessen Stellvertreter. Außerdem beantragen die Freisinnigen noch eine Ergänzung der Reichstagsgeschäftsordnung dahin, daß, was bisher ausgeschlossen ist, bei der Besprechung von Interpellationen die Stellung von Anträgen zugelassen wird. Sie wollen dadurch verhindern, daß sofort wichtige Verhandlungen über Interpellationen, wie am 10. und 11. November, notgedrungen äußerlich ganz ergebnislos verlaufen.

Diese Anträge sind es, über die der Reichstag am 2. und 3. Dezember beraten wird. Da die sozialdemokratischen und freisinnigen die Form von Gesetzesentwürfen haben, so müssen, wie bei solchen, drei Lesungen stattfinden. Die erste wird aller Voraussicht nach mit der Verweisung aller Anträge an eine besondere Kommission enden.

Die Prager Unruhen.

Man schreibt uns aus Prag vom 1. Dezember:

Immer bedrohlicher wird die Situation. Die Tatsache, daß die antidynastischen Kundgebungen immer stärker hörbar werden, daß man die Volkshymne mit unterlegtem ironischen Text singt, daß sich die Wut des Pöbels gegen die schwarzgelben Embleme richtet, enthüllt den wahren Charakter der Demonstrationen. So erweist sich die Hoffnung, daß wenigstens die Zeit um den eigentlichen Tag des Regierungsjubiläums ruhig verlaufen werde, als trügerisch, und es rächt sich nunmehr bitter, daß man nicht früher zu den schärfsten Maßregeln griff, die nunmehr nach dem zweiten Dezember nicht mehr zu umgehen sein werden. Es herrscht heller Aufruhr in den Straßen, selbst der harmloseste Passant muß fürchten, nicht unbehelligt und unverletzt nach Hause zu gelangen. Die Frage, wann und wie das alles enden soll, stellt man nicht mehr. Man sieht und hört die Orgien, welche die Volkswut täglich feiert, mit Entsetzen und wagt nicht

Der neue Sudermann.

Von Richard Wilde.

Vierzehn Jahre sind ins Land gegangen, seit Hermann Sudermann seinen letzten Roman — „Es war" — veröffentlichte. In der Zeit, die dazwischenliegt, widmete er sich ausschließlich der dramatischen Produktion, bis aus dem gefeierten der gefürchtete Bühnendichter wurde. Es mag sein, daß der aber jener aus der Kritik, über deren „Verfehlung" Sudermann so beweglich klagte, den Vater der „Ehre" härter, weniger vornehm anfaßte, als billig war, eins aber ist gewiß: daß Sudermann Ursache und Wirkung verwechselte. Er verkannte die grollmeinenden Absichten, die viele zum Protest veranlaßten, und hat sich schmollend von der Bühne abgewandt. Und da es ihn trotzdem zum Gestalten drängte, so knüpfte er an das Ende von einst zum neuen Beginn und wandte sich wieder dem Roman zu. Vor drei Tagen ist bei Costa „Das Hohe Lied" erschienen, ein Band von sechshundert und einigen dreißig Seiten.

Der Roman ist ein Buch, das alle Fehler und alle Vorzüge Sudermanns in Reinkultur zeigt, das einen nachteiligen Anlauf bedeutet und ein Versagen der Stelle, die ans Ziel tragen sollten. Reiche Handlung, ein blendende Lichter aufgesetzt sind, fesselnde Geschehnisse, aber kein Individuelesdringen. Dramatische Bewegung oft, psychologische Feinheit seltener. Und man merkt, wie die langjährige Gewöhnung der Bühne den Dichter dem Roman entfremdet hat: Seinen Menschen fehlt zum großen Teil die Plastik; sie sind so gesehen, daß ihnen — vielleicht — eine Darstellung Leben geben könnte, daß sie aber beim Lesen nicht über das Buch hinauswachsen und unwahrscheinlich bleiben.

Die Vorzüge Sudermanns treten am deutlichsten in der angeschminkten Wahrheit zutage mit der er in seinem Roman die verschiedenartigsten Milieus mit gegenständlicher Anschaulichkeit, in satten Farben erstehen läßt. Ein paar Worte genügen, und wir stehen mitten in dieser kleinen Stadt, in der Lilly die Heldin, ihre erste Jugend verträumt; wir sehen das Haus des Obersten vor uns, die Fabrik Dehnickes, das armselige Heim Frau Laues, Lillys elegante Wohnung, Dr. Rennschmidts kahle Studentenbude, das kleine italienische Restaurant, in dem Lilly und Rennschmidt in den Wonnen erster Liebe schwelgen, die Stätten, an denen die galante Welt sich amüsiert ...

„Das Hohe Lied" — der Titel ist ein Symbol. Das Hohe Lied der Liebe klingt in Lilly Czepanek, der Heldin des Buches; es bestimmt all ihr Tun und Lassen, zeichnet ihr die Wege vor, auf denen sie mehr strauchelt als geht, führt sie zur Höhe, um sie in Abgründe zu stürzen, und begleitet sie auf Schritt und Tritt, bis sie es endlich in Verzweiflung gewaltsam zum Schweigen bringt.

Das „Hohe Lied" erscheint auch zugleich in greifbarer Gestalt. Lillys Vater, einst ein vergötterter Musiker, der an der Ehe mit einer unbedeutenden Frau krankt, hat den ergreifenden Sang Sulamiths, die schwüle Pracht alttestamentarischer Liebe, in Töne gefaßt. Er betrachtet diese Komposition als sein Lebenswerk, sie soll ihn einst in jene Sphären zurückführen, aus denen er gerissen wurde. Aber er kann den Augenblick nicht erwarten. Uebermächtig wird in ihm das Sehnen, und eines Tages ist er auf Nimmerwiedersehen verschwunden: Um nur fortzukommen, hat er sogar das „Hohe Lied" zurückgelassen. Das hüten nun Lilly und ihre Mutter wie ihren Augapfel, immer in der Hoffnung, Czepanek werde plötzlich wieder dasein und das kostbare Pfand von ihnen fordern. Aber er kommt nie mehr, und mühsam sucht sein Weib, sich und Lilly durch ihrer Hände Arbeit über Wasser zu halten.

Hier schon beginnt Lillys Schicksal sich anzuspinnen. Denn von jedem Gymnasiasten, der ihr, dem Schulmädchen, einen Blick zuwirft, einen flüchtigen Gruß schenkt, träumt sie ein paar Nächte, und als sie die Selekta besucht, um sich für das Lehrerinnenexamen vorzubereiten, da verliebt sie sich hoffnungslos in den schwindsüchtigen jungen Literaturlehrer. Um diese Zeit verfällt ihre Mutter dem Wahnsinn. — Lilly wird unter die Vormundschaft eines zynischen, weltverfahrenen Rechtsanwalts gestellt, der sie als Lademädchen in einer Leihbibliothek unterbringt.

Bis dahin erzählt Sudermann in knapper, geschlossener Form, schlicht, überzeugend. Nun jedoch gleitet ihm bereits hier und da der Faden aus der Hand. Er nimmt es nicht mehr genau mit der Motivierung und läßt sich, in dem Bestreben, wirksame Kontraste zu schaffen, zu Schilderungen und Szenen verführen, die in der Luft schweben und von den realen Dingen höchstens das Gesicht gehört haben.

Inmitten der von ungesunder Sinnlichkeit geschwängerten Leihbibliotheksatmosphäre bewahrt sich Lilly ihre Seelenreinheit, schwärmt sie für einen im Hause wohnenden bildhübschen Oberprimaner. Und dann wird es ernst. Irgendwie verirrt sich der kleine Leutnant v. Prell in den Laden, ein Mensch, der mit seiner moralischen Haltlosigkeit nicht nur renommiert, sondern tatsächlich ebenso minderwertig wie unbedeutend ist. Selbstverständlich ist Lilly Feuer und Flamme für ihn, auch da noch, als er sein Wort bricht und ihr seine ganzen Kameraden auf den Hals hetzt. Als er wiederkommt, erzählt er ihr, daß er den bunten Rock ausziehen müsse, und daß der „Alte", der Regimentskommandeur, ihn als Eleven auf sein Gut nehme. Vor dem „Alten" warnt er sie — wenn der sie haben wolle, werde sie ihm folgen müssen. Und der „Alte" erscheint und will sie haben. Der mit allen Sieben gesiebte Roué versucht es auf jede erdenkliche Weise, Lilly zu sich herüberzuziehen. Und schließlich, da ihre Unschuld doch instinktiv Widerstand leistet, heiratet er sie, indem er zugleich den Abschied nimmt.

Dann geschieht, was man erwartet hatte: die alte Freundschaft zu Prell findet neue Nahrung. Den verkommenen Gutseleven will Lilly retten, ihre „Mitleidsliebe" treibt sie in seine Arme, und die Katastrophe bricht herein. Die Frau Baronin wird aus dem Hause gejagt und wendet sich nach Berlin, wo sie zunächst ein Jahr lang redlich aber kümmerlich bei der Witwe Lane vom Verleben ihres Schmuckes lebt. Und dann wandert sie aus einem Arm in den andern, das Manuskript des „Hohen Liedes" immer ihr getreuer Begleiter. Und immer rätselvoller wird sie dem normal Denkenden in ihren Entschließungen. Dazwischen sehnt sie sich ab und an nach ihrem besseren Selbst zurück — wo das liegt, weiß man freilich nicht! —, allein all ihre Versuche in dieser Richtung führen nur dazu, daß sie immer von neuem Schiffbruch leidet. Endlich erringt sie die Liebe Dr. Rennschmidts, eines idealistisch veranlagten Privatgelehrten. Sie spielt erst eine Rolle vor ihm, dann sagt sie ihm die ganze Wahrheit über ihre bewegte Vergangenheit. Und als er auch da nicht von ihr läßt, sondern aus seinem großen, gütigen Herzen verzeiht, da wird sie wieder gläubig und, wie er es verlangte, arm. Meidet die Wohnung, in der sie als femme soutenue lebte, legt die Kleider an, die der ungeschickte Rennschmidt für sie einhandelte. Da es jedoch gilt, auf Rennschmidts reichen Onkel, der die Zukunft der beiden in der Hand hat, Eindruck zu machen, kehrt sie noch einmal in das alte luxuriöse Heim zurück und wählt unter ihren Roben. Dann die Zusammenkunft mit dem lebenslustigen Onkel. Lilly geht auf alles ein, was er will, Lilly vergißt sich und den Geliebten, der entgeistert dabeisitzt, Lilly wird so gewöhnlich und dirnenhaft, wie sie es im ganzen Roman nicht gewesen ist. Und Dr. Rennschmidt wendet sich traurig für immer von ihr. Da packt sie die Verzweiflung — ein Ende will sie machen. Aber ehe sie selbst sich in die kühlen Fluten stürzt, schickt sie das Manuskript des „Hohen Liedes" voraus, und als sie es dumpf aufschlagen hört, es im Wasser verschwinden sieht, ändert sie ihre Dispositionen — die Träne quillt, die Erde hat sie wieder. Ein paar Zeilen Anhang belehren uns dann darüber, daß sie dem Manne, dessen Maitresse sie vier Jahre hindurch gewesen, die Hand zur Ehe gereicht hat. Treu wird sie ihm natürlich jetzt ebensowenig sein, wie sie es vorher war. Jemand, in dem das „Hohe Lied" klingt ...

Das ist in großen Zügen der Inhalt dieses Romans, der mit Zolas „Nana", noch mehr jedoch mit dem „Tagebuch einer Verlorenen" verwandt ist. Freilich nur in Aeußerlichkeiten, denn in ihrer Innerlichkeit, in der Psychologie sind beide ihm überlegen.

Schwüle Sinnlichkeit ist das Hauptmerkmal dieses neuen Sudermann, der vergeblich versucht, um die Stirn einer Hetäre eine Gloriole zu weben. Aber er ist geeignet, die Lüsternheit der Unreifen zu wecken mit seiner Detailmalerei schiefer, ungesunder Verhältnisse, mit seinem Eindringen in Schmutz und übelriechende Tümpel. Die Ernsten werden sich mit einem bedauernden Achselzucken von diesem Buche abwenden: Schade, daß derselbe Sudermann, der uns „Frau Sorge" schenkte, uns nichts andres auf den Weihnachtstisch zu legen hat, als dieses „Hohe Lied" ...

Ruth St. Denis.

Gastspiel im Zentraltheater.

Den Wiesenthals mit ihren Wiener Tänzen ist Ruth St. Denis, die Hindu-Tempeltänzerin, gefolgt; den drei Schwestern, vor deren jungem Reigen man sich fragen konnte: Ist dieser Tanz schon Kunst oder noch etwas viel Schöneres, die klügste und stärkste Künstlerin im Sinne bewußten Könnens und Gestaltens. Und man dankt dem Zufall (oder der Direktion des Zentraltheaters) für die so gewährte Möglichkeit, das Bild der einen neben die noch frische Erinnerung an die andern zu stellen. Nicht um zu vergleichen (es sei noch einmal gesagt), sondern weil allerhand Perspektiven, Verflechtungen, Beziehungen sich ergeben, weil mancherlei nachdenklich Stimmendes aufsteigt, an das erinnert zu werden in unsern Tagen massenweiser Kunstfabrikation nützlich passend und angenehm zu gleicher Zeit ist.

Von dem ursprünglichen Sinn des Tanzes ist uns wenig mehr geblieben. Als Ausdruck, momentane Formung gefühlten Lebens kommt er heute höchstens in Situationen in Frage, in denen alle Kunst bereits wieder

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19081203/1